



Nummer 26.

Von Peter Scher.

Das war damals, als ich noch einen geschorenen Schädel hatte und als Sträfling Nummer 26 hieß.

Ich beschäftigte mich damit, aus Rohrstreifen Köpfe zu flechten, die von anderen Sträflingen zu Matten verarbeitet wurden.

Dabei ging einem mancherlei durch den Kopf. Viel Zerstreuungsmöglichkeiten gab es für unsereinen nicht. Bis zum Herbst hatte ich noch meine Fliegen gehabt, die ich abends fing und in den Wandschrank tat, um sie morgens wieder freizulassen. Die waren nun dahin, aber der zimmerne Spudnapf blieb mir doch. Diesen mit einem Lappen so blank zu reiben, daß er spiegelte und das Wohlgefallen des Inspektors erregte, war schließlich auch ein Zeitvertreib, der bescheidenen künstlerischen Ansprüchen genügen konnte. An Sonntagen durfte ich außerdem in einem Jahrgang der Zeitschrift „Quellwasser fürs christliche Haus“ schöne Romane lesen, und so ging es ganz gut. Aber hin und wieder hatte man doch Verlangen nach etwas anderem.

Als die Weihnachtszeit herankam, wurde dieses unbestimmte Verlangen immer rebellischer. Kaum daß ich dem Spudnapf noch eine flüchtige Aufmerksamkeit widmete, und was das Quellwasser betrifft, so kam es vor, daß ich manchen Sonntag in unchristlich in Hochmut den Band beiseite warf und statt friedliche Romane zu lesen, mit auf dem Rücken verschränkten Armen in der Zelle auf- und abging — dreitausendmal hin und dreitausendmal zurück.

Es schien mir unmöglich, daß sich zu Weihnachten nichts Besonderes ereignen sollte. Ich grübelte beim Hin- und Herlaufen über die unwahrscheinlichen Möglichkeiten. Meine Phantasie erhitte sich. Es schwebte mir vor, ich würde vielleicht eine Brotzulage bekommen, am Ende eine Zigarre oder — nein, das ging zu weit — eine Flasche Dünnbier. Vielleicht würden am Weihnachtsabend plötzlich die eisernen Riegel zurückfliegen; der Herr Pastor mit seiner wohlriechenden Anasterpfeife, deren Geruch ihn immer umwob, wenn er sich einmal in der Zelle sehen ließ — der Herr Pastor würde hereintreten und mir mit einem freundlichen Wort ein Buch überreichen, etwa Goethes Westfälischen Diwan: „Na, Nummer 26 — weiß Christ er-

standen ist! Genießen Sie zur Abwechslung mal ein anderes Quellwasser.“

Oder — da ich von Verwandten und Freunden einen Besuch nicht zu erwarten hatte — irgendein Mensch, der wüßte, daß ich hier sitze und Köpfe flechte, Monat für Monat — irgendein fremder Mensch würde seinen Besuch anmelden. Ich würde in meinem Sträflingskittel mit einem geschorenen Kopf vom Aufseher hinführgelassen werden in die Besuchszelle. Der Fremde würde, auf der anderen Seite des bis zur Decke reichenden engmaschigen Drahtgitters stehend, einen dünnen Bleistift hervorziehen, ihn, vom distret wegblickenden Aufseher unbemerkt, durch eine Masche stecken, und, mir so auf einem Umweg die Handreichend, die Stimme eines Menschen an mein Ohr klingen lassen: Nur Geduld! Es nimmt alles ein Ende! Das Leben geht weiter!

Solche Sachen phantasierte ich mir zusammen. Und über dem Köpfflechten und Spudnapfreiben kam wirklich das Weihnachtsgeschehen heran.

Am Heiligabend wurden mir ein Eimer voll Wasser und ein Schenkerlappen herbeigetragen. Ich schenkelte die Zelle mit großer Bebenzen. Den Spudnapf ließ ich erglänzen, daß es den Augen weh tat, ihn zu sehen. Meinen Holzspan, den ich statt einer Zigarre im Munde zu halten mich gewöhnt hatte und den ich sonst verstecken mußte, weil Freivolitäten verboten waren, legte ich kühn und offen auf den Tisch. Und dann setzte ich mich auf den Schemel, sah die lange, weiße Kaltwand an, auf der im Schein der kleinen Delfinzel der Schatten meines geschorenen Schädels, wenn auch nicht schön, so doch wohlvertraut hervortrat, und wartete auf das Wunderbare.

Am Abend wurden, wie immer, die Riegel zurückgeschoben, wie immer, wurde eine Kelle voll Brotsuppe in meinen Napf geschwappt; wie immer, flogen die Riegel wieder vor und drehte sich der Schlüssel. Ich löffelte nachdenklich meine Suppe und dachte: das Wunderbare kommt wohl morgen.

Die Aussicht stimmte mich übermütig. Ich betrachtete eingehend den Spudnapf, fand ihn künstlerisch vollendet und rauchte aus Zufriedenheit über diese Leistung einige Züge aus meinem Holzspan. Als die Glocke den Be-

fehl: Zu Bett! läutete, legte ich mich auf die Britsche, faltete die Hände über der Brust und schlief mit dem Gedanken: Morgen! glücklich ein.

Am ersten Feiertag wurden wir in die Kirche geführt.

Jeder Sträfling saß in einem abgeschlossenen, hölzernen Kasten für sich, so daß keiner den anderen sehen, sondern nur seine Stimme beim Singen hören konnte. Als das Weihnachtsgeschehen zu Ende gesungen war, richtete ich in meinem Kasten den Blick neugierig nach vorn.

Rechts und links auf der Empore stand je ein Aufseher mit dem Revolver im Gürtel. Zwischen ihnen, auf der Kanzel, kniete unser Herr Pastor. Er hielt die Hände um sein Buch und den schönen, vieredigen Vollbart gefaltet, der auf einmal, so zusammengeschloß, einen neuen, interessanten Anblick gewährte.

Es war früh am Morgen. Die Kerzen brannten, und in ihrem milden Schein blinkten die Aufsehergürtelschnallen, neben denen die Revolver hingen, mit dem messingenen Glanz des Christus am Kreuz um die Wette. Mir wurde warm ums Herz.

Mittlerweile öffnete unser Herr Pastor seine gefalteten Hände, und sein Vollbart breitete sich strahlend wieder aus. Aus der Mitte des Bartes erklang eine etwas späte Stimme und redete zu uns Sträflingen von unserer großen Verworfenheit und der Gnade des Herrn, deren der wahrhaft Zerknirschte teilhaftig werden könne. Er redete so eine halbe Stunde lang, und wir hörten andächtig zu. Es leuchtete uns ein, daß wir verworfen waren, aber wir würden es doch gern gesehen haben, wenn der Herr Pastor an diesem Tage einmal etwas anderes erzählt hätte. Doch das mußte wohl so sein, und dagegen ließ sich nichts machen — am wenigsten, wenn man in einem Kasten saß und schweigen mußte. Ich sah nur immer wieder — und fühlte, daß alle um mich das gleiche taten — bald nach den Aufsehern mit den Revolvern, bald nach dem Christus am Kreuz, bald nach dem auf- und niederwogenden Vollbart.

Und ich dachte ergriffen: Wenn es nachher Rindfleisch mit Klößen gäbe.

Da ereignete sich, als unser Herr Pastor allmählich die Absicht erkennen ließ, zum Schluß zu kommen, ein merkwürdiger Vorfall.

Aus einem der Kästen, gegen die Mitte des Raumes zu, erklang plötzlich ein starker menschlicher Ton von solcher Verworfenheit, daß unser Herr Pastor einen Moment wie erstarrt in seiner Rede stockte und die Aufseher rechts und links von ihm wie auf Kommando mit den Köpfen herumzuführen. Durch alle Kästen um mich her ging gleichzeitig ein stilles Rumoren wie von unterdrücktem Lachen.

Unser Herr Pastor brachte seine Rede schnell zum Abschluß. Eine starke Bewegung entstand. Aufseher eilten hin und her. Befehle wurden gegeben, und dann mußten wir uns alle aufstellen. Eine große Untersuchung wurde eingeleitet; es gab Aufregungen über Aufregungen — aber der Nebeltäter konnte nicht ermittelt werden.

Es war eine Schmach daß so etwas passieren konnte. Aber als ich nach dem Vor-

kommnis aqein in Nummer 26 war und als es obendrein feststand, daß es weder Rindfleisch noch Mücke noch sonst etwas zum Feste geben würde, da empfand ich doch ein Gefühl der Freude, wie ich es lange nicht gekannt hatte.

Demn wenn es auch am Ende nicht gerade das Wunderbare war — wunderbar war es doch, daß unferneiner auch einmal etwas erleben durfte.

Wahre Weihnacht.

Von J. B. Clement (1837—1903).

Aus dem Französischen von Walter Mehting.

So gottergeben
Der Arme hofft zweitausend Jahr,
Und bleibt doch alles wie es war:
Das Leben
Kann Dual nur geben;
Und zeigt Ihr die Föhne nicht, fürwahr!
So hofft Ihr noch einmal zweitausend Jahr!
Uns ist gesagt in allen Mären
Von Mähren und von Weifen, die
Von tauzend Jahren sprechen wie
Als wenn es nur Sekunden wären,
Das Christkind sei auf Erden hier
Erschienen mit der Winterwende
In einer Nacht am Jahresende
Und arm und nackt wie ich und Ihr.
Gebettet wars in einem Stalle
Dicht unter eines Eeifs Duf,
Ohn' goldne Windel, ohne Auf,
Ganz wie auch sonst die Aermsten alle.
Auch war es schön und war es klug
Und schien das Beste vorzudeuten
Woll es mit andern armen Leuten
Die gleiche Last und Bürde trug.
Es kommt in großen Worten künden
Den kommenden Weltuntergang,
Nacht jedem, der da geliestkrank,
Der taub und blind, die Krankheit schwinden.
Warum es heut uns wohl vergißt?
Wie sehr von Mären hör' sein Wunder:
Gibts nicht auch jezt noch Menschenplunder,
Der taub und blind und blöde ist!
Auch Wein aus Wasser kam geflossen,
Das wirkt ein Wort aus seinem Mund,
Auch daß es Brot erschaffen kann,
Und daß sich alte Wunden schlossen . . .
Mir scheint, es fände manche Dual,
Witw' es zu uns heut wiederkehren,
Wie wenig bleibt uns zu verzehren!
Wie viele sterben im Spital!
So sollt es sein: an uns gekettet
Kraft jenem ewigen Geschid,
Dürft in den Himmel nicht zurück,
Als bis es diese Welt gerettet.
Und wer sich an die Botschaft hält,
Die in der Weihnacht uns sendet,
Dem sag ich: sie bleib unvollendet,
Und unerlöst bleib diese Welt.
Doch wollt Ihr wirklich einen hören,
Der sich in Armut ausgekannt,
So sag ich Euch, daß Widerstand
Mehr taugt als Cure alten Mären.
Wir leben nicht, daß wir in Leid
Und Fasten unsern Tag verbringen,
Wir müssen die Eröfung zwingen! —
Das ist die wahre Weihnachtszeit!
So gottergeben
Der Arme hofft zweitausend Jahr,
Und bleibt doch alles wie es war:
Das Leben
Kann Dual nur geben;
Und zeigt Ihr die Föhne nicht, fürwahr!
So hofft Ihr noch einmal zweitausend Jahr!
(Aus den Französl. Revolutionäre der Malib. Bäderel. Das Original ist gerade fünfzig Jahre alt.)

Zwei verflogene Vöglein.

Von Henni Lehmann.

Da standen sie an der Ecke des breiten Platzes, an dem die Schienen der elektrischen Bahn sich kreuzen, die großen Poels liegen, in denen allabendlich die Lichterreihen blinken, dem Platz, an dem der Verkehr sich staut, den die Fußgänger hastig und ängstlich überqueren, wenn die Hupensignale der Autos tönen. Ja, da standen sie, die ersten Weihnachtsbäume, die man aus dem Waldesdunkel hierher gebracht hatte, und wenn Tannenbäume überhaupt denken könnten, so hätten sie wohl gedacht: Hier sieht es recht anders aus als bei uns daheim im Walde, nicht so schön und friedlich — und sie hätten Heimweh gespürt. Aber es ist gut, daß Tannenbäume nicht denken können.

Nun standen sie also da — nein, eigentlich standen sie nicht. Sie lehnten, zu dösen und viere mit Strohflecken an verschiedenen Stellen zusammengebunden, gegen die gelbe Mauer des Auserums, das auf der einen Seite den Bah begrenz. So konnten sie die Straße nicht ausstrecken. Sie waren nicht nur in der Fremde, sie waren auch in der Gefangenschaft, gefesselt. Doch sie bekamen Besuch von daheim. Ein kleiner, scharer Waldvögel mit rotem Federbüschchen hüpfte ängstlich auf zerklüfteten Füßen über die Steine des Pflasters, pickte mit dem Schnabel, wo er glaubte ein Futterkörnchen zu finden, und flatterte ab und an erschreckt hoch, wenn ein Auto verüberraschelte. Da sah der Vögel die Tannenbäume, die entwurzelten, gefesselten Tannenbäume. Allein er erkannte sie dennoch wieder. Rasch und frech flog er auf und setzte sich auf eine kurze Zweigspitze, die sich von dem Strohfleis freigemacht hatte. Es war, als ob die Nadeln des Baumes ein feines Anstern zum Gruß hören ließen.

Ein kleiner Knabe kam die Straße entlang, ein magerer, sahgeflüchtiger, kleiner Knabe mit großen, ängstlichen Augen. Das dünne Körperchen steckte in einem dünnen, ganz dünnen Röschchen, durch das der Winterwind fuhr. Das Kind ging so unsicher und scheu daher, als sei es auch ein kleiner, verflogener Vögel.

„Deine Mutter sollte dir auch was Warmes anziehen bei der Kälte,“ sagte eine behäbige Frau mit gutmütigem Gesicht zu dem Kinde.

„Ich habe keine Mutter,“ sagte es leise.

„Armer Kerl!“ Sie strich ihm mit der Hand übers Haar und ging weiter.

Der Kleine blieb bei den Tannenbäumen stehen. Ein feines sehnsüchtiges Licht kam in seine Augen, als er die Bäume anblidte, die ersten Weihnachtsbäume des Jahres. Vielleicht dachte er daran, wie schön sie aussehen würden, wenn goldene Lichter im warmen Zimmer daran aufglühen würden. Vielleicht dachte er auch an einen Weihnachtsabend, an dem ihm einst Mutterhände den Weihnachtsbaum angezündet hatten, und daran, daß ihm in diesem Jahr niemand den Baum anzünden würde. Sachte und lieblosend glitt er mit den dünnen Fingern über die grünen Zweige.

„Nicht die Bäume küssen! Willste wohl!“

sagte scheltend der herankommende Händler, dem die Bäume gehörten.

Das Kind ließ erschreckt die Hand los, hing den Kopf und ging weiter.

Auch der Vögel erschrocken sein. Er flatterte auf und ließ sich neben dem Knaben nieder auf den harten, spitzen, ungestlichen Steinen des Pflasters — ja, zwei verflogene Vögel waren sie beide!

Der Schnee begann zu fallen, zuerst langsam, dann immer dichter. Er legte sich auf die Tannenzweige. Er wirbelte im Wind und hüllte die Gestalt des Knaben und den hüpfenden Vögel ein, so daß ich sie nicht mehr erkennen konnte. Das mag aber auch daran gelegen haben, daß eine Feuchtigkeit, die nicht Schnee war, mir die Augen trübte.

So habe ich in diesem Jahre die ersten Weihnachtsbäume gesehen.

Passende Weihnachtsgeschenke.

Von Hermynia zur Mühlen.

Zu Schaufenster eines großen Modewaren-geschäftes hängt ein prächtiges Pelzmantel, weich, mollig, es wird einem ordentlich warm, wenn man ihn nur ansieht. Ein großer Zettel ist daran befestigt, verkündet: „Passendes Weihnachtsgeschenk!“

Der Zettel läßt nicht Färrwah, der Pelzmantel wäre ein prächtiges Weihnachtsgeschenk für die Proletarierin, die frühmorgens, wenn die Kälte noch am bösesten knieft und beißt, den weiten Weg in die Fabrik zurücklegen muß, dann würde es sie weit weniger stören, wenn der Wind auf ihren unvernünftigen Körper niederpeitscht — oder auch für die alte Frau, die, bängestoren, in einen zerrissenen Schal gehüllt, an der Straßenecke steht und Zeitungen verkauft. Aber wer wird dieses „passende Weihnachtsgeschenk“ bekommen? Die Frau, in deren Schrank ein halbes Duzend warmer Mäntel hängt, die Frau, die bei schlechtem Wetter überhaupt nicht ausgeht — höchstens im geschlossenen Auto oder eigenem Wagen fährt —, die Frau, die nie im Leben eine solche Arbeit geleistet hat. Auf ihrem Weihnachtstisch wird unter Schmutzgegenständen und Luxuswaten der Pelzmantel liegen, der vielleicht — in die richtigen Hände gelangt — eine Proletarierin vor Krankheit, ja sogar vor dem Tod bewahrt hätte.

„Passende Weihnachtsgeschenke“ — die ganze Stadt ist ihrer voll und man weiß so gut, wohin sie wirklich „passen“ würden. Der bändergeschmückte Korb mit der Gans und den Wästen, der Schokolade und den Kekis müßte in die Kasse der Arbeiterfamilie kommen, wo die Kinder alltäglich mit hungrigem Magen vom Essen aufstehen, Kinder, die in ihrem ganzen armen kleinen Leben nie etwas „Gutes“ genascht haben. Aber er wird auf dem Tisch des überfressenen Bourgeois stehen, in dessen vollem rülpsenden Magen gar kein Platz mehr ist und der sich künstlich den Appetit anregen muß.

Und die herrlichen Spielzeuge, die in den Schaufenstern die Kinderaugen anlocken: sie müßten in die traurigen Stuben des Glends gelangen, damit wenigstens einmal für die Kinder

ein wenig Glück aufleuchtete in der Nacht ihrer Armut. Aber sie werden unter dem Christbaum reicher Kinder liegen, deren schönes, helles Spielzimmer voller Puppen und Pferdchen und anderer Herrlichkeiten ist, die verwöhnt und übersättigt, sich kaum an den Geschenken zu freuen vermögen.

Wäre es nicht endlich an der Zeit, daß die „passenden Weihnachtsgeschenke“ in die richtigen

Hände kämen? Daß das, was es in Hülle und Fülle gibt, jenen gehörte, die es geschaffen haben, denen allein es von Rechts wegen zukommt? Daß in der ganzen Welt nicht die Satten, sondern die Hungerigen die Nahrungsmittel bekämen, nicht die Warmgekleideten, sondern die Zerlumpten Kleider und Schuhe erhielten, daß nicht den verwöhnten, sondern den Entbehrung leidenden Kindern Freude und Kinderglück würde?

lag, wie „warz“, zerlegte Balken Schank und gerade, alles überragend, steht die alte Königspalme. Ihre feingliederigen Blätter flüstern eise im Nachwinde. Sie hat viel gesehen in ihrem Leben. Neu ankommende Auswanderer, die bewundernd zu ihr aufstehen und sie nach wenigen Tagen nicht mehr beachten. Sie erzählt von der uralten Sehnsucht der Menschheit nach dem Fernen, dem Unbekannten, nach dem, was man nicht hat.

Weihnachten in Brasilien.

Von A. Löwe.

Im Dezember spürten wir bereits die erbaumungslose Glut der brasilianischen Sonne. Es war dort Sommers Anfang. Aber der Kalender sagte uns, daß es auf Weihnachten zugehe. Auch machte uns Knecht Ruprecht an das bevorstehende Fest. Er erschien abgebildet in den Annoncen der deutschen Zeitung und aus Schokolade geformt in den Schaufenstern, angetan mit feinem dicken Winterpelz, und ließ sich betrachten von Männern und Frauen in Strohhüten und hellen, luftigen Sommerkleidern, die ihre Weihnachtseinkäufe machten.

Am Weihnachtstag selbst wurde es ganz still in unserem Hause. Die dort wohnenden jungen Leute fuhren ans Meer, um in den kühlen Bädern zu baden. Zu zweien blieben wir zurück, um im Kreise unserer Landsleute an der Weihnachtsfeier des Deutschen Schulvereins teilzunehmen. Auf dem Wege dorthin sahen wir, fremd im fremden Lande, das gewohnte Straßenbild, es lebte durch schwarzjüngige Italiener, Spanier und Portugiesen durch kraushaarige Neger und gelbbraune Mulatten. Als wir aber den Hof der Deutschen Schule betreten, wies ein Gegenstand, der die Ueberraschung! Blonde und helläugige Kinder, Männer und Frauen hatten sich hier zur Weihnachtsfeier, zum gemüthlichen Volksfeste unter blauem Himmel versammelt. Verschiedel schäumten. Piparen qualmten. Scharfe wie süße Schnäpse ranzen die Küche hinab. Heiße Würstchen dampften im Kessel, Kaffee duftete. Berge von Kuchen verschwanden im gestopften Kindermüthen. Vom erhöhten Punkte aus blies eine Schramme mußte mit vollen Händen in ihre Blechinstrumente. Der Rektor hatte einen August aus einem in der Nähe weilenden Zirkus geholt, der, mit grenztichen Farben bemalt, keine Sprünge und Streiche machte, sondern durch ein Trinkgeld und dankbares, brausendes Kinderlachen Weingekleidete Schürmädchen verlaufenen Aufsichtarten, Blumen und Votiv. Mit der ihnen eigenen heftigen Hartnäckigkeit kletterten sie sich an ihre Opfer. Wer konnte da widerstehen? Es war ja für die Schule. Geld! Geld nur jeden Preis. Geld aus Bier, Tabak, Kaffee und Kuchen, um das heikerehnte Werk, den Neubau der Deutschen Schule, endlich zu vollenden.

Eine ungeheure Kultur: wirkte als treibende Kraft in diesem frohen Feste. Mit unglaublichen Opfern, mit hohem Schwelge, ganz aus eigener Kraft haben die deutschen Kolonisten von jeder sich ihre Schule erhalten müssen. Sie wußten: Ohne Schule wachsen unsere Kinder auf in Unkenntnis der Welt. Ohne Schule keine Sprache, kein Buch, kein Volkslied, kein geistiges Leben. Ohne Schule Untergang im fremden Gemein. Das kaiserliche Deutschland gab ihnen nichts. In keiner dankbaren Selbstherrlichkeit sah es in den Auswanderern verlorene Söhne, Arbeitskräfte und Abwanderer, die leben mochten, wie sie zur Welt kämen, wenn ihnen der Kaiser nicht im allen Christenstage nicht mehr sagte. So haben sie dem, getrennt, auf sich selbst zu bauen. Der alte weisheitsvolle Rektor weiß davon zu erzählen. Seine rechte er sich vergnügt die Hände. Heute wird es geschafft.

Aber nicht alle Teilnehmer sind voll Festesfreude. Abseits, unter dem lustigen Zeltbache, sitzen unsere unglücklichen Landsleute, sitzen die halb oder ganz Schiffbrüchigen, die am Weihnachtstage, von Heimweh überwältigt, sich mit ihren Landsleuten wenigstens einmala aussprechen wollen. Manche sind schon einige Jahre, andere erst einige Monate da. Der hat hier sein Kind begraben. Dem steht die Frau in dem ungewohnten Klima dahin. Bitteres Leid kommt da zum Durchbruch. Klagen über die grauenhafte Teuerung, über jämmerliche, oft nicht ausgezahlte Löhne, über Ausbeutung und Betrug, der aller Beschreibung spouet. „Könnte ich zurück!“ Dieser unausgesprochene Weihnachtswunsch bewegt die Herzen. Aber die Mittel reichen nicht aus. Sie wissen auch, daß Deutschland in der Nachkriegszeit furchtbare wirtschaftliche Krühen erleidet. Aber sie bestimmen sich doch, daß es in der Heimat etwas gab, das sie früher nicht genügend achteten, den Zusammenschluß der proletarischen Masse, die als Gewerkschaft um die Löhne kämpfte und den einzelnen vor der Willkür des Stärkeren schützte, daß es Gewerbe gab zum Schutze der Arbeiter, Frauen und Kinder, Gewerbevereine, Schiedsgerichte. Und Arbeiterzeitungen, die Wirtstände zur Sprache brachten, und Anträge im Parlament, die ihre Stimme erhoben, wenn wucherliche Ausbeutung die heiligen Rechte der Menschheit mit Füßen trat. Und Krankenkassen gab es und Wohlfahrtsämter für die Fälle der dringendsten Not. Sie waren mitleidende Glieder einer proletarischen Klassengemeinschaft, und hier sind sie schutzlos, ein Nichts — ein schwankendes Ruder im Winde.

Es ist Abend geworden. Im Klassenzimmer brennen Kerzen an einem geschmückten Nadelbaum. Durch die offenen Türen und Fenster zieht ein frischer Luftzug in die Hitze des Raumes. Kinder singen deutsche Weihnachtslieder. Mit verkürzten Zügen lauscht ein altes Ehepaar diesen Klängen. Die beiden haben Deutschland nie gesehen und kennen es nur aus der Erzählung ihrer eingewanderten Großeltern aus der Zeit vor hundert Jahren. Stumm hören sie von dunklen, frostknirschenden Dezembertagen, von Eisblumen am Fenster, von Kinderfreuden zu Weihnachten, von Eis- und Nadelbahn. Ja, der Schnee! Das unbegreiflich Seltsame. Wenn sie das einmal schauen könnten, Jemand gibt ihnen eine Photographie, ein verschneites Haus im Walde. Welch ein Wunder. Die Fäden stehen da wie Gespenster im weißen Zauberkleide. Und das Haus liegt verschalen unter der weißen Decke, die aus der elendesten Parade ein Zauberspielklein macht. Kinder haben Schneemänner und werfen sich mit Bällen. Wie mag die Masse beschaffen sein? Wie weicher Boden, wie Weizenmehl? Sie können es sich nicht vorstellen. Ein Mädchen bleibt es ihnen, fern und unerreichbar. Weil ein anwesender Brasilianer vertieft sich in das Bild und findet nur das eine bewundernde Wort „Novo!“ (Schnee.)

Tränen weht die blaue Tropennacht an ihrem sternensamen und Himmelsmanes — Bonapartebänder ragen gegen ihn auf, drei Meter

Der Begriff des Sozialismus.

Von Bernard Shaw.

In England ist heuer die 12. Auflage einer 33bändigen „Encyclopaedia Britannica“ erschienen, die viele bekannte und bedeutende Zeitgenossen zu ihren Mitarbeitern zählt (Einstein, Ransien, Marshall, Masaryk u. a.). — Auch Bernard Shaw schrieb in diese Encyclopaedia einen Beitrag, und zwar „Der Sozialismus“. Shaw sagt: „Der Sozialismus ist die Revolution gegen eine Kapitalverteilung, die jede moralische Begründung eingebüßt hat. Ein kolossales Vermögen ist mit der Unproduktivität und manchmal sogar mit einer offenkundigen Charakterminderwertigkeit vereinigt. Nach einem Leben angestrengtester, schwerster Arbeit von der frühesten Kindheit an, bleibt beim Arbeiter im Alter keine andere Zufluchtsstätte als das Armenhaus. Diese Ungleichheiten sind geradezu ungeheuerlich. Die Regierungen sind gezwungen, zu intervenieren und durch Konfiskation eines immer größeren und größeren Prozentsatzes vom Einkommen (Einkommensteuer, Vermögenssteuer usw.) dieses Vermögensanreiß bis zu einem gewissen Maße einzuschränken und diese Gewinne für Arbeitslosenunterstützungen usw. auszugeben. Der Erfolg, mit welchem diese beschlagnahmten Summen durch Gemeinden und Regierung in gemeinnützigen Unternehmungen verwendet wurden, verglichen mit den vielen Fehlschlägen und der verhältnismäßigen Kostspieligkeit privatkapitalistischer Unternehmungen, hat den Arbeitenden vernichtet daß die privatkapitalistische Wirtschaft besser und weniger korrupt sei als die öffentliche Verwaltung.“

Ein Unternehmer kann seinem ältesten Sohn die Ansicht über eine Industrie als Erbe hinterlassen, mit welcher die Erbschaft von Tausenden von Arbeitern verknüpft ist, und welche von ihrem Vetter entweder große, natürliche Fähigkeiten und Energien oder namhafte wissenschaftliche und politische Bildung veranlagt, ohne daß er aufgefordert würde, die Beschäftigung seines Sohnes zu prüfen. Unter solchen Umständen kommt die Leitung der Unternehmungen in die Hände von Besitzern, die in Wirklichkeit ihr Geschäft überhaupt nicht verstehen oder in die vor Finanzleuten, die noch nie im Leben eine Fabrik betreten oder in einem Kohlenbacht waren und die von ihrem Geschäft nichts verstehen wie Geld herauszuschlagen und dieses wieder als Kapital zu gebrauchen. — Unermessliche Hoffnungen waren auf die Entwicklung des allgemeinen Wahlrechts, gipfelnd in der Wahlberechtigung der Frau, gesetzt worden. Die Hoffnungen wurden zunichte, weil die Wähler, sowohl die Männer wie auch die Frauen politisch nicht gebildet und nicht errogen sind und keinen Begriff von konstruktiven Maßnahmen haben, und einen Abstoß gegen jede offizielle Eingriffung legen und als einen Angriff auf ihre persönliche Freiheit ansehen.

Nicht früher, ehe die beiden Hauptlehren des Sozialismus: Aufhebung des Privateigentums (was nicht mit persönlichem Besitz verwechselt werden darf) und Gleichheit des Einkommens, von Volke als ein respektables Dogma werden betrachtet werden, gegen das keinerlei Bestreiten blüht, nicht früher wird ein gesunder, sozialistischer Staat möglich sein.“

Die Weihnachtsüberraschung.

Bieschen hat dem Vater beim Weihnachtsmann zwei Krügen und eine Krawatte bestellt. Nun möchte sie so gerne wissen, was ihr der Vater bestellt hat. Sie bittet ihn deshalb:

Vater, verrat mir was, ich verrat dir auch was.

Nein, Bieschen, das zerstört die Freude!

Vater, ich verrat dir auch was: der Krügen.

Aber Bieschen, man darf doch nichts verraten, sonst hast du doch keine Überraschung mehr!

Aber Vater — ich überrasch dich doch noch mit der Krawatte!

Die Riesenkraft der Ameise.

Wenn die Kinuboden des Menschen im Verhältnis ebensoviel Kraft besäßen wie die einer Ameise, so würde er instande sein, mit seinen Zähnen ein Gewicht von 275 Tonnen in die Höhe zu heben. Man hat berechnet, daß eine Feldameise in ihren Kinuboden ein Gewicht halten kann, das 3000mal so schwer ist als sie selbst. Besäße der Mensch — natürlich immer vergleichsweise — die Körperkraft dieses winzigen Insekts, so könnte er zwei der größten modernen Lokomotiven auf seinem Rücken tragen und mit ihnen davonmarschieren. Da die Größe der Ameise etwa 1/4 Zoll beträgt, diese Tiere aber 20 Fuß hohe Pyramiden errichten können, so beweisen sie damit eine Stärke, die ihnen ermöglicht, ein Baumstamm aufzuführen, das 900mal so groß ist wie ihre eigene Höhe. Die Ameise besitzt ja überhaupt erstaunliche Eigenschaften. So gibt es eine amerikanische Art, die Atta-Ameise, die Pilze zu ihrem eigenen Gebrauch züchtet; ein bestimmter Teil ihres Nestes ist der Aufzucht dieser Nahrung vorbehalten. Die Ameisen bringen „Pilzfrüchte“ von den Pflanzen, die über der Erdoberfläche, in ihre Nester und benehmen sich bei dieser Arbeit so geschickt, wie es kein Mensch besser könnte.

Allerlei.

Ein Tunnel im Hochgebirge. Mitten im amerikanischen Staate Colorado, der etwa halb so groß ist wie Deutschland, erhebt sich das bis zu 1500 Meter ansteigende Gebirge der Rockies Mountains. Diese „Felsenberge“ haben Risse in etwa 7000 Meter Höhe und stellen daher gewaltige Verkehrshindernisse vor, zumal sie nur wenige Monate im Jahre schneefrei sind. Demgemäß müssen die höher gelegenen Teile der Denver-Salzsee-Bahn, die das Gebirge in 2100 Meter überquert, im Winter meist zwei Monate lang den Verkehr einstellen. Nun hat man auf einer Höhe von 2700 Meter einen neun Kilometer langen Tunnel erbaut, der das Gebirge durchbricht. Die neue Bahn wird während des ganzen Jahres in Betrieb sein können. Der Tunnel steigt bis zur Mitte auf 60 Meter an und sinkt dann wieder, um so den zahlreichen Quellen einen raschen Abfluß zu ermöglichen. Vergleichsweise sei bemerkt, daß der 15 Kilometer lange Gotthardtunnel auf etwa 1100 Meter Höhe liegt, der 20 Kilometer lange Simplontunnel auf nur 705 Meter Höhe.

Woher kommen die Muttermale; Ammenweisheit — Aberglauben weißer Frauen — überlieferte Vorstellung des Volkes — wie wirz und tastend greifen diese Gedankengänge des Menschen an die Geheimnisse der Natur heran. Heute, da die Wissenschaft eine verschlossene Tür nach der anderen in unbekannte Welten öffnet,

gewinnen wir realen Boden unter den Füßen. Nicht mehr glauben und hinnehmen müssen wir die Dinge — sondern wir sehen und wissen, arbeiten mit Tatsachen. Das Seltsamste ist, wie e Ansichten, die im Milieu des Aberglaubens entspringen sind und nur intuitiven Charakter haben, viele solche Anschauungen entspringen sich im strengen Lichte der wissenschaftlichen Forschung als wahr. Die Forschung bestätigt sie. So ist es auch mit den Muttermalen. Woher kommen sie? Man sagt, sie seien vererbt. Erschrickt die Mutter während der Schwangerschaft, fällt sie oder stößt ihr sonst etwas zu — dann können sich beim Kinde die Muttermale bilden. Namhafte Forscher — Meitowitsch und Leven — behaupten diese Ansicht: Muttermale sind kein pathologisch bedingt. Sie sind aber nicht eine Ausprägung mütterlicher Erlebnisse am Körper des Kindes — sie sind meistens etwas anderes und mehr. Das „Erschrecken“ der Mutter bedeutet nur das auslösende Moment des Auftretens, des Zustandekommens eines Muttermales. Muttermale sind Rückschläge in den Zustand tierischer Ahnen. Es sind nicht-menschliche Zellen, aus denen sie bestehen. Ausgebildete Muttermale mit starker Behaarung zeigen dies ganz deutlich. Es sind Rückschläge auf den Hautzustand des Tieres, auf deren Behaarung und Färbung.

Weiteres.

Friede auf Erden! Es war im russischen Winter 1916. Einunddreißig Grad Kälte. Wir hatten wochenlang in der Wadestiefe Baumstämme gefällt, standen in der Regel knietief im Schnee und warfen uns abends todesmatt auf nasse Reisiglager. Ein Aushettag hätte uns allen wohl getan. Statt dessen gab's einen — Waldfeldgottesdienst.

Achtung, es weihnachtet! Befehlsgemäß mußte im Ordnungszug angeordnet werden: Hochwasserfestel, dazu der mit einer zentimeterdicken Schimmelschicht bedeckte Papphelm auf dem kurzgeschorenen Schädel. Die Gewehre standen in Pyramiden und wir in der Hundeläule. Nach einer Stunde ertönte liebliches Schellengeläute. Aus dem Schiltenzug entwickelten sich pelzschwere Gestalten. Der Divisionär hielt erst kurze Musterung, dann eine Ansprache. „Aushalten, nicht zu fern vom Frieden winkeln“, so ungefähr klang's aus. Dann kam die Predigt über „Friede auf Erden“. „Na, hat vafteh id ooch nicht recht“, sagte selbst Feldwebel Mirtschig und spuckte seinen Priem in den Schnee.

Nachdem der Herr Pfarrer im Verein für Christliche Jungmänner seinen Vortrag beendet hat, meldet der Wirt, daß frisch angezapft ist, und bald sind die Jünglinge im besten Zuge.

Der Vorsitzende ist nun auch so weit, dem Herrn Pfarrer einige Worte des Dankes zu widmen und tut das mit den zu Herzen gehenden Worten: „Am besten ehren wir unsern hochwürdigen Herrn Pfarrer, wenn Sö all miteinander zum Dank für den herrlichen Vortrag mit mir in die Wurtel ausbrächen: .. eins .. zwei .. drei .. pfuffa!“

Nach altem, bewährtem Brauch versuchen die Münchener Markfrauen die lauf- und schau- lustigen Besucher des Weihnachtsmarktes durch ein Frage- und Antwortspiel zum Stehenbleiben und Kaufen zu veranlassen. Ich gehe neben einem vorstigen Grandhuber her, als gerade wieder eine ihre prima Warz, anpreist: „Was kann ma denn brauchen, was nemma denn mit, Herr, was geht denn ab, Herr?“ — Da bleibt

der Herr Grandhuber plötzlich stehen und schelt die Dienstbesessene giftig an: „Du Rindviech, du Jaudimm's, was werd mir denn abgeh'n — 's Geld geht mir ab!“

Aus dem Simplicissimus.

Englischer Humor. Im Konzert: „Zeig'n Sie, können Sie mir wohl sagen, was die Dame jetzt spielt?“ wandte sich ein Herr an seinen Nachbar. „Aber gewiß, mein Herr, so viel ich ...“ er kam stotternd.

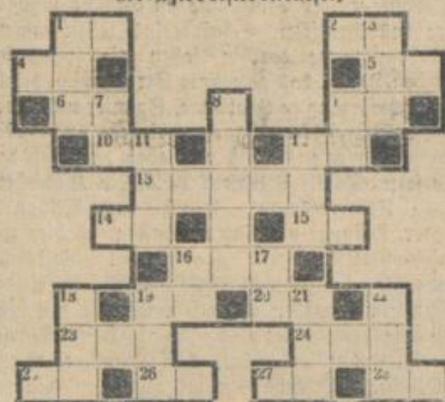
Gedanken-Splinter.

Was ist der Erdenraum?

Was ist der Erdenraum? Des Fleißigen. Was ist die Herrschaft? Des Verständigen. Was sei die Macht? Wir wünschen alle, nur, des Gütigen, des Milden, Nach' und Gut verzehrt sich selber. Der Friedeliche giebt und errettet. Nur der Weisere soll unser Vormund sein. Die Kette ziemt den Menschen nicht und mirder noch das Schwert. Herder.

Rästel-Edel.

Kreuzwortsilbenrästel.



Senkrecht: 1. Blume, 3. Russischer Reiter, 7. Stadt in Tirol, 8. Insekt, 9. Baumfrucht, 11. Vandalenkönig, 12. Römische Göttin, 16. Berliner Vorort, 17. Ureinwohner Englands, 18. Dichtort, 19. Ortschaft bei Leipzig, 21. Germanischer Seefahrer, 22. Männlicher Vornamen. — Wagrecht: 1. Niederschlag, 2. Pappagei, 4. Verwandte, 5. Ueberlieferung, 6. Weibliches Wesen, 9. Baum, 10. Unartiges Kind, 12. Explosionskörper, 13. Fahne des französischen Königreiches, 14. Gefäß, 15. Römischer Feldherr, 16. Zarter Braten, 19. Stadt im Bodensee, 20. Stimmlage, 23. Fromme Erzählung, 24. Giebelstube, 25. Spanischer Thronsohn, 26. Schiffahrtskunde, 27. Baum, 28. Weibliches Vornamen. — (Die einzelnen Fächer sind mit Silben, nicht mit einzelnen Buchstaben zu besetzen.)

Auflösungen der Rästel aus der vorigen Nummer:

Kreuzworträstel. Senkrecht: 1. Gera, 2. Moses, 3. Aroma, 4. Ober, 5. Du, 6. Sirene, 8. Agenda, 9. Ar, 11. Linde, 14. Mia, 16. Ehe, 18. Enter, 19. Vork, 21. Esje, 24. Dahn, 25. As, 27. Sturm, 28. Narbe, 33. Saal, 35. Du, 36. Aulä, 37. Wdt, 40. Arm, 42. Au, 43. Wo. — Wagrecht: 5. Despot, 7. Armada, 10. Uvl, 12. Ger, 13. Arme, 15. Meer, 17. Eisenbahn, 20. Lena, 22. Udo, 23. Edda, 26. Ase, 27. Stern, 29. Kas, 30. Ute, 31. Raf, 32. Es, 34. Ordec, 36. Au, 38. Kar, 39. Wan, 41. Brohma, 48. Welter, 44. Tal, 45. Udo, 48. Nim,